

(Nachdruck verboten.)

49] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Nachdem die Bauernheere sich solahergestalt verbündet und verbrüderet hatten, zog Meher aus Brettheim mit der größeren Hälfte der Rothburger Landwehren zu dem Tauberhausen wieder zurück, um Rothenburg in Schach zu halten und seine Verbindung mit dem Markgrafen Kasimir zu verhindern. In den Lagern zu Schönthal blieben 8000 Bauern stehen.

Aber mit Ausnahme der Schwarzen Schaar und der Rothburger unter dem langen Dienhart waren es nur lockere Haufen, ungeübt in den Waffen, und vor allen Dingen fehlte es an Geschütz. Florian Geher ging daran, aus ihnen eine Armee zu schaffen, wobei er von Simon, dem langen Dienhart, Fritz Wöllner und einigen anderen nachdrücklichst unterstützt wurde. Er schuf eine Heerordnung, trug im Verein mit Wendel Sipler Sorge, daß der helle Haufen in Abrecht Eisenhut einen Deutemeister und in Hans Rehter aus Bierlingen einen Schultheißen erhielt, und ließ die Bauern in den Waffen üben. Das fehlende Geschütz sollten die Herren und Städte liefern. Er war unermüdet thätig. Mit soldatischer Kürze und Bestimmtheit gab er seine Befehle, und man gehorchte ihnen, weil man herausfühlte, daß er seine Sache verstand. Seitdem er die Scheide seines Schwertes weggeworfen, wie er Max Eberhard geschrieben, durchglühte ihn eine innere Freude, die sich allen mittheilte, die mit ihm zu thun hatten. Er stand in einer Thätigkeit, die seinen kriegerischen Neigungen und Fähigkeiten entsprach, Fähigkeiten, die sich immer weiter entfalteten, und diese Thätigkeit galt der Vernichtung jener Ideen, welche er im Verkehr mit Ulrich von Hutten genährt und entwickelt hatte. Endlich, endlich war der Tag angebrochen, der sie zur That machen, das Joach der Unterdrückten zerbrechen, ganz Deutschland frei machen sollte! Sein ganzes Wesen wurde darüber zu Stahl. In sich selbst verschwandete er keinen Gedanken. Er hatte alle Schiffe hinter sich verbrannt und wußte, daß er siegen oder untergehen mußte; aber er arbeitete und dachte nur für den Sieg, den Sieg der Freiheit und Gerechtigkeit.

Wendel Sipler hatte inzwischen als Kanzler des hellen Haufens an die Grafen von Hohenlohe ein Ultimatum erlassen, die zwölf Artikel anzunehmen, wenn sie Frieden haben wollten. Sie machten Ausflüchte, und nun zog das Heer auf Neuenstein, wo die beiden Grafen residirten. Als sie solchen Ernst sahen, erschienen sie im Lager. „Hei,“ rief sie der kleine Krees aus Niederstall an, der die Schultern eines Atlas hatte, „Bruder Abrecht und Bruder Georg, kommet her und gelobet den Bauern, bei ihnen als Brüder zu bleiben und nichts wider sie zu thun. Denn Ihr seid nimmer Herren, sondern Bauern, und wir sind die Herren von Hohenlohe. Und unseres ganzen Heeres Meinung ist, daß Ihr auf unsere zwölf Artikel schwören und mit uns auf 101 Jahr zu halten Euch unterschreiben sollet.“ Wendel Sipler, der von ihnen so schwer gekränkte, genoß die Genehmigung, sie auf die zwölf Artikel schwören zu hören, daß sie bis zur nächsten Reformation Frieden halten, die Gefangenen frei geben und den Bauern in den nächsten Tagen Geschütz und Pulver liefern wollten. Sie mußten zu dem Gelöbniß die Handschuhe ausziehen, wie auch die Häupter von den Helmen entblößen. Kein Wunder, daß ihnen ob dieser Demüthigungen die Augen übergingen. Die Bauern aber feierten das wichtige Ereigniß mit unzähligen Freudenjähren.

Zäcklein Rohrbach war unterdessen vor Löwenstein gezogen, nachdem er das Frauenkloster Lichtenstern, dessen Konvent gelohen war, geplündert hatte. Die schwarze Hofmännin schritt seinem Banner voraus gleich einem Machegeist. Die beiden Grafen Ludwig und Friedrich von Löwenstein hatten sich in Sicherheit gebracht. Zäcklein Rohrbach ließ ihnen kund thun, daß sie sich in den nächsten Tagen in dem Lager einzufinden hätten, um den Eid auf die zwölf Artikel zu leisten, widrigenfalls ihnen mit der Verwüstung aller ihrer Güter gedroht wurde.

Unter dem Haufen Rohrbach's befanden sich viele Unterthanen des Deutschen Ordens zu Redarsulm. Ihre Erbitterung gegen denselben, der sie als Ritter und als Geistliche doppelt hart bedrückte, trieb es durch, daß das Heer zunächst nach Redarsulm sich in Bewegung setzte. Der Marsch ging an Weinsberg vorüber, von dem das Ordensstädtchen zwei Stunden Redar abwärts entfernt war. Nach Weinsberg sandte der helle Haufen einstweilen ein Schreiben mit der Aufforderung, dem christlichen Bunde der Bauernschaft sich anzuschließen.

Achtes Kapitel.

Weinsberg zieht sich ziemlich steil den nördlichen Thalland hinan. Auf der höchsten Stelle erhebt sich die Kirche, zu der man von dem abschüssigen Marktplatz mit dem Rathhause auf einer breiten Treppe hinansteigt. Zwei Thore durchbrechen die Stadtmauer nach der Thalsohle zu. Das obere Thor, bei dem eine Mühle liegt, und das untere Thor oder Siebenthor, von welchem die Hauptstraße an dem Siebenthaus vorüber zum Marktplatz hinaufsteigt. Auf der Westseite, bei der Kirche, führt eine schmale Pforte zu der nur wenige Schritte entfernten untersten Umfassungsmauer der hochthronenden Burg, welche die Sage mit dem Namen der Weibertrübe geschmückt hat. Die Ueberreste der gewaltigen Rundthürme und der gegen die Stadt zu doppelten Ringmauern zeugen noch heute von der damaligen Festigkeit der Burg.

Graf Ludwig Helfrich von Helfenstein, der Stuttgart gegen den Herzog Ulrich gehalten hatte, saß als Oesterreichs Obervogt auf dem alten Welfenschlosse. Er war erst 27 Jahre alt, ein Günstling des Erzherzogs Ferdinand und seit fünf Jahren mit Margarethe, einer unehelichen Tochter des Kaisers Maximilian, verheiratet. Ihr zweijähriges Söhnlein auf den Armen, schaute die Gräfin, die schon einmal verheiratet gewesen, vom Schlosse auf die mit großem Getöse und stiegenden Fahnen im Thale ziehenden Bauern. Es war am Charfreitage. Ihr Gatte stand neben ihr und die Geringeschätzung, mit der er von dem Feinde sprach, erhob ihr beklommenes Herz. Plötzlich rief sie: „Ein Ritter unter ihnen? Schau' den in der schwarzen Rüstung bei der schwarzen Fahne! Wer kann das sein?“

„Es heißt, daß Florian Geher von Geherberg seines Adels und seiner Ehre so schmachvoll vergessen hat, sich unter das Gefindel zu mischen,“ äußerte der Graf mit finsterner Stirn.

„Er?“ rief die Gattin betroffen, denn sie kannte ihn sehr gut, war sie ihm als jungem Hauptmanne doch mehr als einmal an dem Hoflager ihres verstorbenen Vaters begegnet. Sie erinnerte sich, daß derselbe von seinen militärischen Gaben stets mit großer Anerkennung gesprochen hatte, und ihre Besorgniß lehrte zurück. Sie verrieth sich in den Worten: „Unter einem solchen Führer, Ludwig —“

„Bah, mit den zusammengelaufenen Kosmuden!“ erwiderte er. „Haben sie sich vollgeoffen am Klosterwein, wir wollen ihnen Blut zu trinken geben, daß sie daran ersticken sollen. Uebrigens steht die Bürgererschaft treu zu mir und die Hilfe aus Stuttgart muß auch jeden Augenblick eintreffen.“ Er hatte Tages zuvor nochmals um dieselbe geschrieben, nachdem er persönlich dort gewesen, um Verstärkung zu holen. Denn ihm stand zur Verteidigung des Schlosses nur ein knappes Dutzend Reiziger zur Verfügung. Augenblicklich hatte man ihm nur 70 Ritter und Reizige mitgeben können. In heiterer Laune waren die edlen Herren mit ihm den Redar heruntergeritten und hatten dabei, zum Vergnügen auf die Bauern in den Feldern und Weinbergen geschossen wie auf Spaten oder Hasen. Der Graf von Helfenstein hatte lachend seiner Gattin erzählt, wie gar kurzweilig es gewesen, die Kerle springen und purzeln zu sehen. Dietrich von Weiler wäre vor Lachen über die Hasen, die sie gleich den Hasen schlugen, fast vom Pferd gefallen, darob ihm denn ein Bäuerlein, das er just aufs Korn genommen, in einen Weinberg entwischt wäre. Und auch der stolze Mund der Gräfin hatte gelächelt, anstatt sich über solchen Frevel an Unschuldigen und Wehrlosen zu entsetzen.

Die Aufforderung der Bauern, ihrem Bunde beizutreten, hatte der Graf mit der Forderung beantwortet, daß ihm bis

zum Samstag Mittag Zeit zum Erwägen gelassen würde. Sie wurde ihm gewährt. Bis dahin mußte ja die verlangte Unterstützung von Stuttgart eintreffen, hatte er doch höchst dringend darum geschrieben, die Verantwortlichkeit für jeden Nachtheil oder Schaden, der sonst daraus folgen möchte, ablehnend. Wie die Gattin, so ermutigte er mit dem Hinweis auf den versprochenen Beistand nun auch die Väter der Stadt, die er über das zahlreiche Bauernheer schreckensbleich auf dem Rathhause versammelt fand. Die adeligen Herren, welche mit ihm nach Weinsberg gekommen waren, standen unter der Bürgerschaft auf der Mauer und übten ihren Wiß an den Bauern, die unter Waffentönen, Gesang, Gelächter, Trommelwirbeln, worin sich das Brüllen des erbeuteten Viehes mischte, fort und fort vorüberzogen. Das Wüthen der Herren aber wurde zum Drohen und Fluchen, wenn in dem Gewühl eine Kirchenfahne auftauchte. Die Klöster von Schönthal und Lichtenstern hatten sie hergeben müssen und von ihren Trägern hatte mancher eine Altardecke oder ein Messgewand über die Schultern geworfen. Die Herren waren daher nur zu lustig, nachdem das Hauptheer vorübergefluthet war, mit dem Grafen zu Pferde zu steigen und trotz der schwebenden Unterhandlung auf die Nachzügler zu fallen. Da ward erstochen und erschlagen, was sie erreichen konnten. Bis zum Abend hielt der Graf im Rücken des Heeres und färbte die Landstraße mit Bauernblut.

Die Bürger von Neckarjulin empfangen die Bauern mit offenen Armen und das Ordenshaus war bald erobert. Die wenigen Ritter darin ließ man ungeschädelt entkommen. Reich waren die erbeuteten Vorräthe und es ging fröhlich her in dem Städtchen und draußen auf der Wiese. Da brachten verwundete und flüchtige Nachzügler die Kunde von dem Ueberfall des Grafen von Helfenstein, und durch das Lager auf der Wiese und durch die Gassen des Städtchens erscholl der Ruf: „Verrath! Verrath!“ Dazu verbreitete sich die Nachricht, daß der Truchseß Georg von Waldburg an der Donau fenge und brenne, daß er ein fürchtbares Blutbad unter den Bauern angerichtet, den edlen Pfarrer Wehe und viele andere, die zu ihnen gehalten, dem Scharfrichter überantwortet habe. Ihre Köpfe wären zu Leipheim gefallen, und bei Burzach sollten 7000 Bauern hingeschlachtet worden sein. Diese Zahl war von den Herren selbst absichtlich übertrieben, um die Bauern einzuschüchtern. Es geschah aber gerade das Gegentheil. Die Bauern wurden zur Wuth entflammt und schrien nach Vergeltung und Rache.

Abseits dem Lager, an dem Ufer der Sulm, saß einsam brütend die schwarze Hofmännin. Niemand störte sie, denn jeder wußte, daß sie Zwiesprach hielt mit den geheimen Mächten, mit denen sie zum Wohl der Bauern im Bunde war. Ein Anruf störte sie aus ihrem Sinnen auf. Vor ihr stand ein Mann, barhäuptig und in zerrissenen Kleidern, der sich ihr als ein Salzführer aus Neuenstein, namens Semmelhans, zu erkennen gab. Er hätte, wie er erzählte, in der Schänke des Hans Schocher zu Weinsberg auf das österreichische Regiment geschimpft und wäre deshalb eingethürmt worden. Seit Mittfassen hätte er gefangen gesessen; in dieser Nacht wäre er ausgebrochen. Er war gelassen, was er konnte und kurzatmig erkundigte er sich, wo er Wolf Gerber, den Hohenlohe'schen Hauptmann fände, er brächte eine wichtige Nachricht. „Ich weiß eine Stelle, wo die Weibtreu' leicht zu stürmen ist,“ vertraute er der Hofmännin, „und es liegen bloß acht reisige Knechte droben.“

Sie lachte unheimlich vor sich hin. „Komm,“ sagte sie, indem sie sich erhob, und schritt ihm voraus nach dem Städtchen. Der Vollmond war herausgekommen und sein silberner Schleier breitete sich über die Berge, die Wiese, das Städtchen, das wie aus Marmor erbaut schien. Jedoch der Frieden in der Landschaft war nicht in die Brust der Menschen eingezogen. Nur wenige hatten sich auf der Wiese zum Schlafen hingelegt; Groll und Erbitterung gönnten den meisten keine Ruhe, und unheimlich blinkten im Monde die Eisen der Waffen.

Florian Geyer, Wendel Hipler, Jörg Meßler, der lange Dienhart und einige andere Hauptleute saßen noch auf dem Stadthause beisammen. Als Semmelhans, von der schwarzen Hofmännin zu ihnen geführt, seine Mittheilung wiederholte, da schlugen sie freudig an ihre Wehren und wollten sogleich zum Aufbruch die Trommeln rühren lassen. Florian Geyer aber hielt sie zurück und rief: „Der Verrath des Grafen entbindet uns nicht von unserem Wort. Wir haben ihm bis morgen Mittag Stillstand zugesagt und das müssen wir halten.“

„Gott's Lob, und er verfährt gegen uns als ob wir Räuber wären,“ schnob der lange Dienhart.

„So beweisen wir ihm das Gegentheil!“ unterstützte Hipler den Hauptmann der Schwarzen Schar. „Zwingen wir ihn, indem wir ehrlich halten, was wir versprochen, uns als Feind zu achten. Morgen um Eins, oder ist's schon Samstag? wird es sich spätestens entscheiden.“
(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Nun werden sie wiederum schlummern dürfen, die Balkiren und Aßen. Was hat die altgermanische Sage in diesen Tagen stümperhaft lyrischen Gellimpers erdulden müssen!
Es ist gewiß nicht befremdlich, daß an Bismard's Sarg die Ueberchwänglichkeit sowohl wie die bittere Anklage Worte fanden. Hat er doch selbst mit Aeußerungen seines Hasses wie seiner Liebe bis zu seinen letzten Lebenstagen nicht gelarzt! und der Einfluß seiner Persönlichkeit und seines impulsiven Temperaments ist uns heute sicherlich nicht so weit entrückt, daß ruhige Objektivität ihr Urtheil sprechen könnte. Zum Beweis dessen die mannigfachen vorbringlichen Parteistimmen, die sich eifrigst anschiden, das Bismard'sche Vermächtniß in ihrem Sinne zu deuten.

Befremdlich ist nur, wie in solcher Fluth von Trauerdellamationen, bei so vielem sentimentalem Singang so wenig Anklänge an die wirkliche, rein menschliche Persönlichkeit Bismard's sich finden. Unter so reichen, wohlstilisirten Seufzern kaum ein einziger wehmüthiger Naturlaut! Alles heroische Pose, heroisch getragenes Pathos. Wir erleben da eine ähnliche Erscheinung, wie vor ein paar Jahren bei dem Wettbewerb um das Berliner Bismard-Denkmäl. Auch da hatte sich unsere Künstlergattung zu einem überhöhten Pathos verleiten lassen und es gab, so zu sagen, lauter Bismard-Abstraktionen, Halbgötter und allegorisch-Heldenhafte. Keine einzige Bismard-Gestalt kam heraus, die an den gedrungenen erdfesten Mann erinnerte oder andererseits die ungewöhnlich starke Energie geistiger Arbeit zum Ausdruck gebracht hätte, wie es etwa Lenbach bei dem Bildniß des nachdenklich lesenden Bismard gelang.

Und nun demüßt man sich vollends um Odin und den ganzen Götterhimmel und ist knabenhaft beflissen, für Bismard einen ersten Platz in Walhall zu erwerben. Aber es lebte nichts steif-statuarisches in Bismard's Gestalt, und am allerwenigsten schwärzte Bismard mit den Selben altgermanischer Sage. Diese Art von Romantik wurde erst in nach-bismard'scher Zeit gepflegt. Neuerdings wiederum holt man pomphaft dekorative Schaustücke aus dunkler Sagenzeit und dunkler Heldengeschichte hervor. Für dieses pomphaft dekorative besaß Bismard als Mann, der aufs „ganze zu gehen“ gewöhnt war, wohl nur geringe Empfindung. Er wollte stets gern baar ausgezahlt sein. Er war selten nur ein Mann der Feierlichkeit. Er wollte die Macht, die volle Macht, und auf den schönen Schein verzichtete er gern.

Verwirrend viel ist in Nachrufen und in besonderen Auffäßen und Abhandlungen über Bismard's öffentliche Thätigkeit geschrieben worden. Zu einem mythologischen Abgöthen wurde er nirgends so sehr gestempelt, wie in den phrasenhaft-lichterischen Versuchen seiner Verehrer. Bismard war gewiß kein Vorkämpfer modernster Ideen — das ist ja bereits eine triviale Erkenntniß geworden, — aber seine reich bewegliche geistige Eigenart haschte, wie instinktiv, nach modernsten Mitteln im Kampfe. Frühzeitig wurde das journalistische Blut in ihm rege, frühzeitig erfaßte er die Bedeutung und das Wesen dieses modernsten geistigen Motors und, ob er im Freundeskreise oder vor fremden Besuchern gesprochene Feuilletons prägte, ob er seine Zeitungsgetreuen inspirirte, der journalistische Beruf ließ ihn nicht los bis zu seinem Lebensende. Er war garrnätig die granitene oder eiserne Bildsäule, wie ihn eine falsche Legende darstellen möchte. Dazu besaß er, so scheint es, doch zu viel von der sensiblen, leicht bewegten, rasch empfänglichen Natur des modernen Zeitungsschreibers im guten Sinne. Wie seine Worte wirkten, wohin sie zielten und trafen, wie sie verbittern und verwunden konnten, viele von uns haben es an eigenen Leib erfahren. Kleinlich nur wäre es von der Gilde der Zeitungsschreiber, die besondere geistige Form Bismard'scher Ausdrucksweise verkleinern zu wollen. Sein Stil ist, künstlerisch gesehen, äußerst sinnfällig und ungewöhnlich markant. Er hatte auch hierin viel vom Temperament des künstlerisch empfindenden Zeitungsmannes, sich von der abgegriffenen Phrase fernzuhalten. Wo er sie nicht verschmähte, wie in dem bekannten „Wir Deutsche etc.“, arbeitete er bewußt nach einem vollständig politischen Ziel hin. Sonst ging seine Arbeitsmethode im modern-journalistischen Sinn dahin, Wort und Gedanken nicht etwa im blühenden, schönrednerischen Sinn zu entwickeln, sondern sie in möglichst sinnlicher Klarheit darzustellen. Möchte er in seinen Anschauungen, in seinen öffentlichen Handlungen vielfach in alten Schulen wurzeln, hierin hatte er mit veralteten Manieren wenig gemein. Er war ein Realist der Darstellung, von lebhaft sinnlicher Anschauung. Er war Feind der Delleamation. Für ihn war ein Begriff dann am schärfsten umschrieben, wenn die erläuternden Worte, wie Eingebungen des Augenblicks, hervorsprudelten. Er scheute weder vor einem bauerlich-technischen, noch vor einem weniger gekannten Fremdwort zurück, wollte er für einen Begriff den sinnfälligsten Ausdruck finden. fand seine literarische Empfindung nicht das scharf zutreffende Wort

in der heimischen Umgangssprache, so griff er unbedenklich in den französischen oder englischen Sprachschatz. Ueber manches Bismarck'sche Fremdwort hätte Altvater Odin im teutschen Götterhimmel sicher das eisgraue Haupt geschüttelt.

Das alles hindert und beirrt unsere poetischen Schwärmer nicht. Sie entmenslichen ihr Bismarck-Bildniß. Sie schaffen sich nach gewisser herrschender Mode eine starre teutonische Legende. Ihre Betrachtung ist rein pathetisch. Jedes Raisonnement, selbst jede humoristische Bemerkung ist ihnen ein Frevel. Sie wollen ihren Helden wie einen steifen, steinernen Gast nach Ballhall versetzen; ihn, der noch in seinen letzten Verfügungen bewies, welder echt menschlicher, kräftiger Haß ihm bis zur letzten Lebensstunde treu blieb. Romantische Sentimentalitäten, die er bei Lebzeiten verachtete, umdrängen nunmehr den todtten Bismarck. Das ist auch einer der merkwürdigen Widersprüche, die sich an Bismarck's Erscheinung knüpfen, an die Gestalt des Junkers, der trotz instinktiver feudaler Abneigung die großbourgeoise Entwicklung Deutschlands am mächtigsten fördern half.

Allmählig ist es auch mit den politischen Erörterungen an Bismarck's Grabe im deutschen Blätterwald stiller geworden. Man streitet über Taktfragen und Indiskretionen, und an mancher Stelle nimmt sich das wirklich possirlich aus. Wie so mancher biedere Zeitungsverleger, der jetzt vor Pietät, Takt und Entrüstung sich nicht zu fassen weiß, hätte selber der leidigen Konjurenzjaagd zu Liebe gerne eine recht fette Indiskretion begangen, wenn er nur rasch eine Bismarck'sche Enthüllung zur Hand gehabt hätte. Jetzt, da endlich wiederum trotz aller Falb'schen Unglücksprophetie eine echt sommerliche Sonne scheint, wird die gewaltige, männererschütternde Lippe'sche Frage aufs neue beschmiffelt werden. Eine echt deutsche Frage für den deutschen Bürgersmann, eine echt deutsche Sensation. Wenn man frisch aus großer Natur kommt und man wird plötzlich vor solche „Sensation“ gestellt, so versteht man kaum das geschäftige eifrige Getriebe um dieser Ereignisse willen. Man fragt sich: Wozu ereifern sich die Deutschen denn so sehr? Wie zerbrechen sie sich nur die Köpfe und stöbern in alten staats- und familienrechtlichen Papieren? Wozu all die Gewisheitigkeit? Aber läppig gedeiht noch immer jener Geist, der in scheinbarer Ehrfurcht jedes Hofzeremoniell betrachtet und der sich wie vor einem Erdbeben ängstigt, wenn unter Gefürchteten Verstimmungen ausbrechen. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

d. Vor dem Gewitter. Die Sonne hatte schon seit mehreren Stunden nicht mit ihrer ganzen klaren Helle geschienen. Ueber den Häusern lagerte der Rauch, als wenn ein schwerer Nebel ihn niederdrückte. Bleich, wie der aufgehende Vollmond, sah die Sonne durch den Qualm und Dunst.

Und dennoch war es noch so heiß in den Straßen, wie an den kältesten Sommer-Nachmittagen. Mit schlaffen Gliedern gingen die Menschen langsam dahin. Die erhigten Gesichter drückten sommerliche Ermattung aus. Nur wenig war die Schattenseite von der Sonnenseite zu unterscheiden; die Häuser und das Straßenpflaster hatten dort nur einen wenig dunkleren, grauen Ton. Aber die Menschen suchten auch diesen kleinen Vortheil auszunutzen, alle zog es nach der dunkleren Seite.

Da jagt ein jäher Windstoß um die Ecken. Staub fliegt auf. An einer Straßenkreuzung wirbelt er im Kreise mit Papierseken.

Jetzt geht ein frischer Zug durch die Straßen. Der Wind scheint das Leben in der dunstgefüllten Stadt geweckt zu haben. Alles, was auf den Straßen ist, kommt rasch in Bewegung.

Da läuft eine ältliche Dame. Sie ist stark nach den Seiten gewachsen, anstatt, wie andere Menschen, nach oben. Ich kenne sie. Früher besuchte ich sie manchmal ihres Neffen wegen. Ueber ihre Köchin schalt sie fortwährend. Am meisten aber ärgerte sie sich über ihre Miether. „Die ärgern mir noch die Schwindsucht an den Hals!“ sagte sie. Dann schimpfte sie über das faule Pad, das nur essen und nichts thun wolle. Dabei probirte sie in einem fort an den Speisen herum, die ihr das Dienstmädchen vorsetzte. Sie behauptete, sie könne nichts davon genießen. Es war höchst merkwürdig, daß sie bei dem bloßen Probiren einen so ansehnlichen Umfang bekam. Außerdem behauptete sie, das beste Mittel gegen jede Krankheit sei Bewegung. Darum mochte sie auch ihre Dienstmöten so reger in Thätigkeit halten. Sie selbst wurde freilich lieber krank. Aus lauter Menschenliebe dachte sie nicht an sich und fand fast nie Gelegenheit zur Bewegung.

Wie rasch sie heute von der Stelle kam! Aber mir bis zur Haltestelle der Straßenbahn. „Der Wagen ist schon besetzt!“ scholl es ihr entgegen. Das Gesicht! Nun hieß es laufen! Gewiß spart sie die nächste Doktorrechnung.

Ein paar junge Mädchen, weißgeleidet, elegant, wandelten vorher in vornehmer Haltung dahin, wie eben Töchter jener Leute, deren Kinder sich nur im Vornehmthum zu üben haben. Wie auch sie plötzlich eilen können! Der junge, aufgeputzte Mensch, der hinter ihnen geht, hat nur Augen für die zierlichen Schuhe und die Füßchen, die unter den hochgezogenen Röden trippeln. Wupp — rennt er mit einem Geschäftsmann zusammen, der eben aus einem Lokal kommt. Der hat etwas so lange verweilt, hat es nun doppelt eilig — da rennt ihm solch' Planeur in den Weg!

Sie fluchen beide. Der junge Mann kam nun die beiden Damen nicht mehr ansprechen, nachdem er sich so blamiert . . .

Die Sonne wirft schon keinen Schatten mehr. Der Himmel ist mit grauen und schwarzen Wollenballen überzogen. Es wird finstler, wie frühe Dämmerung sinkt es hernieder. Die Menschen eilen immer schneller. Nur ein Lehrling geht ruhig seine Straße. Er weiß, daß der Meister zankt und pößt, mag er kommen, wann er will. Aus dem Regen macht er sich nicht viel. Das ist eher spasshaft, einmal so recht naß zu werden. Er bewahrt noch seine fedächtige Ruhe, als schon die ersten schweren Tropfen fallen . . .

— Keine Rose ohne Dornen! Der gewiß schwierigen Aufgabe, drei hervorragende Ereignisse in der Koburger Tages- wie allgemeinen Weltgeschichte, eine fürstliche Hochzeitsfeier, das Koburger Vogelstießen und — den Tod Bismarck's, in einem Festartikel zusammenzubringen, erledigt sich ein Koburger Blatt in folgender genialen Weise: „Die Koburger sind Gutschmeder auserlesenster Sorte. Heute beginnt für sie wieder eine Fest- und Schmauswoche, wonach sie schon längst gelehzt und in Gedanken zum Voraus geschwelgt haben. Lüftern nach den Genüssen für Augen, Ohren, Nase und Gannem, die in bunter Mannigfaltigkeit geboten werden —, sieht man sie Tag und Nacht laufen mit einer Eile, als ob sie's schon versäumt hätten. Eins reißt das andere mit fort und jedes will sich am besten amüsiren und ergözen an buntem Spiel. Einheimische und fremde Fürstlichkeiten am herzoglichen Hofe, einheimische und fremde Künstler am Schießhanger erfreuen das Auge durch läppigen Glanz und reizende Kostüme; Musik ertönt allenthalben in hundertstimmigen Harmonien und Dissonanzen und sättigt das Ohr. Und wie erst die Gerüche aus Gärten, Küche, der Bratwurst- und Zuderbuden die Nase kitzeln, ganz zu geschweigen des Hochgenusses Derer, die an den Festtafeln des herzoglichen Schlosses und im Schießhause mitschwelgen dürfen. Dazu kommt noch eine fürstliche Hochzeit und schauerhafte Morthaten am Anger (natürlich nur gemalte) zur Erhöhung des festlichen Gepranges und der Genüsse! Aber — keine Rose ohne Dornen, sagt das Sprichwort. Denn in den Freudenbecher ist bereits ein Wermuthstropfen gefallen mit der Nachricht von dem Tode des Alt-Reichskanzlers Fürst Bismarck.“ Arme Koburger! —

Archäologisches.

t. Das älteste Beispiel einer Hausführung auf Gerichtsbeschlus ergiebt sich aus einem teilschriftlichen Aktenstück babylonischer Herkunft. Das interessante Thontafelchen stammt aus dem 19. Jahre des Darius Hystaspes, d. h. etwa dem Jahre 500 v. Chr. Geb., und ist von Peiser im neuesten Hefte der Sammlung „Aus dem babylonischen Rechtsleben“ behandelt. Der künnerer Velidannu des Sonnentempels Ebarra zu Sippar (nördlich von Babel) fand, daß ein wertvolles Stück Stoff, für den Götterdienst bestimmt, zerschritten war; „und ein Abschnitt ist nicht mehr da“, meldet die Urkunde. Der getreue Haushalter bringt den Fall vor das ordentliche Gericht, — anscheinend aus lauter Oberpriestern und Beamten des großen Tempels zusammengesetzt, — welches ihn daraufhin ermächtigt, alle Garderobenschränke der Tempeldiener zu durchsuchen. Das geschieht, und Velidannu entdeckt zuletzt ein verdächtiges Stück Zeug bei einem gewissen Muballitsu-Gula. Im Termin aber führt der Beschuldigte, nachdem er, ganz in moderner Form, das Corpus delicti als das bei ihm gefundene anerkannt hat, einen Zeugenbeweis über dessen ehelichen Erwerb. Vier namentlich aufgeführte Zeugen erklären denn auch einstimmig: „Durchaus richtig ist, was Muballitsu-Gula gesagt hat. Im Monat Tebit vor zwei Jahren hat er dieses Untergewand, das Velidannu jetzt aus seinem Schranke holte, in unserem Weisem aus der Hand eines Egypters für Mehl und Datteln gekauft“. Dem Gericht blieb also nichts übrig, als zu erkennen: „Der inkriminierte Stoff rührt nicht aus dem Vorrathe des Sonnengottes her, also gehört dem Gotte auch dies Untergewand nicht“. Damit konnte die Angelegenheit, die den Eindruck eines Disziplinarverfahrens macht, für erledigt gelten, doch hat sich Muballitsu-Gula zur künftigen Sicherheit noch das Urtheil nebst Protokollauszug ausfertigen lassen, so daß seine Unschuld hell durch die Jahrtausende leuchtet. —

Aus der Vorzeit.

— In den Jahren 1895 und 1896 hat Paul du Chatellier die zahlreichen vorgeschichtlichen Denkmäler studirt, die auf den Arrhöesbergen in der Bretagne und deren Ausläufern zu finden sind. Bemerkenswerth ist, daß unter den 181 Annuli (Grabhügel) nur 9 sind, in denen Menschen bestattet waren; 12 waren Erinnerungstümmel, die anderen enthielten vorher verbrannte Leichen. Die Erinnerungsgrabhügel wurden zum Andenken von Kriegern errichtet, die fern von der Heimath auf Kriegszügen fielen und nicht beerdigt werden konnten. Noch heute sieht man auf bretonischen Kirchhöfen an der Küste Gräber in der Form von leichten Sandhügeln, die zum Andenken von Seeleuten errichtet wurden, die auf dem Meere umgekommen sind oder in fremden Ländern starben, deren Reste also nicht auf dem heimischen Kirchhofe beigelegt werden konnten. Es hat sich also diese Sitte aus uralter Zeit bis jetzt erhalten. In der Gemeinde Berrien, in der Nähe des Dorfes Keunton, liegt ein schöner Tumulus von 50 Meter Durchmesser. Derselbe enthielt eine aus Steinen zusammengesetzte und von einem Deckstein bedeckte Grabkammer, in der auf einem biden Buchenbrette eine Leiche gelegen hatte, von der

nur der Schädel noch sichtbar war, der leider auch nicht erhalten werden konnte. Man fand daneben Reste eines Halschmudes aus Muscheln, ein großes Gefäß mit vier Henkeln und zwei Dolche aus Bronze. Am bemerkenswertheften aber war ein Stück Haut mit Spuren einer Naht, der Rest eines aus Thierhäuten zusammengefügten Leichentuches, das den Körper bedeckt hatte. In der Gemeinde La Feuillée bot der Tumulus von Parc-ar-Daniel und der von Goarem-ar-Velin eine bisher in der Bretagne unbekannt Anordnung. Die Grabkammer war mit einem eisenhaltigen Thon von 15 Centimeter Dide ausgestrichen und derselbe durch ein starkes Feuer verschlackt worden, um das Grab vor dem Eindringen von Feuchtigkeit zu schützen. Die Spuren des Brandes sind aus einer das Grab umgebenden Holzkohlensticht von 30 Centimeter Dide zu erkennen. Die Hige muß so stark gewesen sein, daß einige Steine der Grabkammern davon gesprungen sind. Aus der großen Zahl der Tumuli, welche sich auf den Abhängen der Hügel finden, die den Sumpf von Saint-Michel umgeben, geht hervor, daß diese Gegend zur Bronzezeit sehr bevölkert war, während die jüngere Steinzeit nur wenige Reste hinterlassen hat. —

Geographisches.

n. Unsicherer Erdboden. Zu den merkwürdigsten Gebieten der Erde gehört das Mississippi-Delta, das gewaltigste Delta, das überhaupt ein indischer Strom besitzt. Seit ungezählten Jahrtausenden wird hier Schlamm, Schutt und Schwemholz in ungeheuren Massen auf und neben einander gelagert. 150 Kilometer oberhalb der Stadt New-Orleans hat die Landschaft bereits dasselbe Aussehen wie in unmittelbarer Nähe des Meeres, in das der Meeresstrom seine Mündungen wie Fangarme vorstreckt, seine Geröll- und Schlammmassen immer weiter vorwärts wälzend. Diese Schichten überschwemmten Bodens erreichen eine außerordentliche Tiefe, man hat, um Trintwasser zu erhalten, artesische Brunnen bis zu 350 Metern gegraben und auch noch in dieser Tiefe nichts als Sand, Geröll, Schwemholz und so weiter gefunden, welches der Mississippi schon vor Jahrtausenden dort abgelagert, wie er es heute noch ebenso an der Oberfläche thut. Dieses Neuland ist dem Forscher von jeher besonders anziehend gewesen. In neuester Zeit hat der Ingenieur Cads umfassende Untersuchungen über den Boden im Mississippi-Delta gemacht, deren Ergebnisse jetzt im ganzen vorliegen. Der Boden ist danach außerordentlich schwanlend und für Bauten höchst unsicher. Im Jahre 1877 entdeckte man an dem Orte Belize Reste eines alten Bauwerkes, dessen Ursprung auf die Spanier zurückzuführen und dessen Alter auf 200 Jahre zu schätzen sein mochte. Zur Zeit der Entdeckung lag das Gebäude noch in horizontaler Lage, war aber so tief eingesunken, daß das Wasser unter dem Thürrahmen hindurchfloß, die Thüschwelle lag fast 3/4 Meter unter der Oberfläche. 19 Jahre später war von dem Bau fast gar nichts mehr zu sehen, derselbe war jährlich nur 33 Centimeter weiter in die Tiefe gesunken. Aber nicht nur nach unten, sondern auch nach der Seite hin ist der Boden dauernden Veränderungen unterworfen. Zum Zwecke der Landesvermessung hatte man vor einiger Zeit eine Strede von 700 Fuß gesteckt, nach 15 Jahren aber betrug der Abstand bereits 712 Fuß. Marken, die zur Anlage gewisser Befestigungsarbeiten gemacht worden waren, erlitten mit der Zeit derartige Verschiebungen, daß sie unbrauchbar wurden. Als Ursache dieser dauernden Bodenschwankungen sind hauptsächlich die Wassermengen zu betrachten, die tief unter der Oberfläche durch das Deltaland hindurch zum Meere abfließen und durch ihre dauernde Strömung den darüber liegenden Boden in Mitleidenschaft ziehen. —

Gesundheitspflege.

f. Schädlichkeit der Signalpfeifen. Von der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen war, wie wir der „Vergl. Sachverständigen-Zeitung“ entnehmen, kürzlich ein Gutachten über die Frage eingefordert worden, ob die in neuerer Zeit viel gekauften Signalpfeifen, die aus einer stark bleihaltigen Legirung hergestellt sind, als gesundheitschädlich zu betrachten wären. Diese Pfeifen, die einen Bleigehalt von über 85 pCt. aufweisen, haben einen dünnen Ueberzug von Lack oder von Nidel, der beim Gebrauch sehr rasch entfernt wird. Wenn auch eine lösende Wirkung des Speichels auf das Blei nicht nachgewiesen werden konnte, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß durch die mechanische Wirkung der Zähne kleine Splitter der Legirung losgerissen werden, und in den Mund und weiterhin in den Magen gelangen. Diese Gefahr liegt besonders dann vor, wenn, wie es vielfach geschieht, die Pfeifen Kindern als Spielzeug geboten werden. Die wissenschaftliche Deputation kommt daher zu dem Schluß, daß der Vertrieb dieser stark bleihaltigen Pfeifen eine Gefahr für die öffentliche Gesundheit bedeute. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber den Sandfloh, dieses lästige Insekt, berichtet Baumann in „Petermann's Mittheilungen“. Das Thier bohrt sich hauptsächlich in die Behen, aber auch in andere Körpertheile ein und verursacht dort Geschwüre, die vernachlässigt, selbst den Tod herbeiführen können. Im September 1872 soll dieses Insekt mit Sandballast aus

Brasilien nach Westafrika (Ambriz) gelangt sein. 1885 traf Baumann den Sandfloh am unteren Kongo und am Stanley-Pool; am oberen Kongo war er unbekannt. Als der Reisende 1872 an den Viktoria-See kam, war der Sandfloh schon über das ganze Westufer verbreitet, und der Bulumbi-Golf bildete seine Ostgrenze. Die Bevölkerung von Ufinja und Urumbi litt fürchtbar unter dieser Plage, und ganze Dörfer wurden entvölkert. Die Stanley'sche Expedition soll den Sandfloh nach dem Gebiet des Viktoria-Sees gebracht haben; außerdem gelangte er auf der Karawanenstrafe durch Manhema nach dem Tanganhita. 1895 war der Sandfloh schon in Nywapiwa. 1897 gelangte er nach den Küstenstädten Ostafrikas, nach Bagamoho und Pangani, und nun tritt er in der Stadt Sansibar ziemlich zahlreich auf, hat also seine Wanderung durch Afrika beendet. An der Küste dürfte der Sandfloh keine solchen Verheerungen anrichten wie im Innern, da es hier viele Leute giebt, die am Kongo gearbeitet haben und die Behandlung des Insekts verstehen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß der Sandfloh seine Reise fortsetzt, nach Ostindien und der Südpol gelangt und so die ganze Tropenwelt erobert. —

Humoristisches.

— Bedingte Hilfe. Fräulein Weltlich (ins Wasser gefallen): „Hilfe, retten Sie mich!“ — Herr: „Ja, ja — aber blos aus dem Wasser!“ —

— Verblümt. Touristen (die ein Schloß besichtigen): „Knüpfen sich an diese alte Burg auch Sagen?“ — Kastellan: „O ja! Vor uralter Zeit soll nämlich ein Fremder mal diese Burg besichtigt und kein Trinkgeld gegeben haben; da hat ihn der Kastellan ermordet und in den Schloßbrunnen geworfen... aber erschrecken Sie nicht, meine Damen, das ist selbstverständlich nur eine Sage!“ —

— In der Sommerfrische: „Frau Wirthin, mit so einem kleinen Handtuch kann ich mich doch nicht abtrocknen — da muß ich schon bitten, daß Sie mir zwei hingängen!“
„Aber, gnä' Herr, schau'n S', da geb' i' Ihna halt a' bifferl weniger Wasser zum Waschen — nacha werden S' mit d'em Handtüchl auch auskomma!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In Hamburg brannte am O'Swald-Quai ein Schuppen, in dem große Mengen von Kaufmannsgütern lagerten, nieder. Der Schaden wird auf eine Million Mark geschätzt. —

— An den Folgen des Sticks eines giftigen Insekts starb ein Kaufmann aus Morra in Mecklenburg. —

y. Aus Eifersucht erstach ein 20jähriger Arbeiter in Oberschlesma (Erzgebirge) einen 32jährigen, verheiratheten Maschinenstücker. —

— In Unterbruch bei Pleinting mißhandelte ein 22 Jahre alter Bauer seine Mutter, um Geld von ihr zu erpressen. Sein Vater sch oß ihm darauf im Zorn eine Stugel in die Brust und verlegte ihn tödlich. —

— Eine epidemische Augenkrankheit ist in der Kölner Mauritiuschule ausgebrochen. Hundert Kinder sind bereits erkrankt. —

— In Brzähody in der Nähe von Przemyslanh (Galizien) wurde ein jüdischer Schankwirth mit seiner Familie ermordet. Die Mörder, drei fremde Bauern, sind noch nicht ergriffen. —

— Während der Vorstellung erstach in Bodhorella (Ungarn) ein Schauspieler seine Frau aus Eifersucht. —

— Die Stadt Dzialoszyce im Gouvernement Kielece ist nahezu vollständig niedergebrannt. Fünf Menschen kamen dabei ums Leben. —

— Die Wölfe vermehren sich in verschiedenen Ortschaften des Zempliner Komitats ganz außerordentlich. Zahlreiche Hausthiere sind ihnen bereits zum Opfer gefallen. —

— In Chaugbefonds wurde im Elektricitätswerke bei einem Gewitter eine Maschine von 300 Pferdekraften zerstört. —

— Ein fünf Sekunden andauerndes Erdbeben wurde am Sonnabend in Messina verspürt. Drei schwächere Erdstöße folgten. Schaden ist nicht angerichtet. —

c. e. Nicht weniger als sechs spanische Stierkämpfer wurden am letzten Julisonntag in ihrem Verufe schwer verwundet. —

— Eine landwirthschaftliche Versuchstation soll in Sitka auf Alaska errichtet werden. —

k. In Japan hatten im Jahre 1896 die Telegraphenlinien bereits eine Länge von 12 000 Meilen. Sie verbinden 1122 Stationen. 22/4 Millionen Telegramme wurden befördert. Ferner waren sechs Telephonzentralen mit 3230 Abkommen vorhanden. In Tokio waren 50 000 Glühlampen im Gebrauch. Mehrere elektrische Straßenbahnen sind im Betrieb. Man geht auch daran, die Wasserkraft zur Erzeugung von Elektricität auszunutzen. —